

ambulant

Entwicklungstendenzen ambulanter Angebote in NRW - *M. Heinke-Becker*

Special Olympics 2002 - *Medaillenregen für Hephata-Sportler*

Kunst im Glashaus - *Kunst im ungewohnten Umfeld*

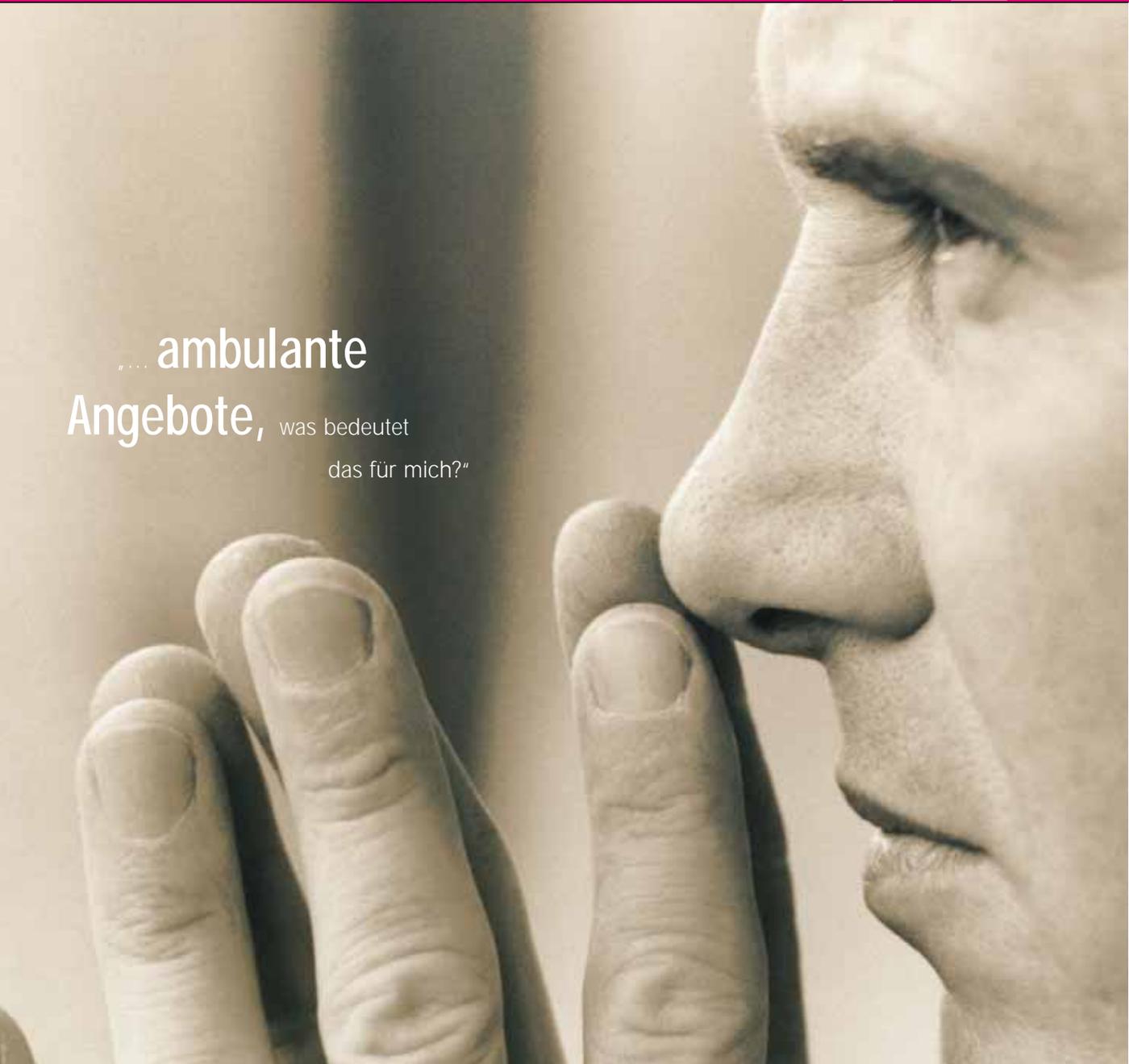
Wohin man zuerst schaut - *Dr. Johannes Degen*

HephataMagazin

EINBLICKE - ANSICHTEN - AUSBLICKE

01 02

... ambulante
Angebote, was bedeutet
das für mich?"



Inhalt

HephataMagazin
Erstausgabe 01 | November 2002



Editorial	01	Gold, Silber, Bronze - Medaillenregen für Hephata-Sportler bei den Special-Olympics 2002	16
Bist du raus, ist es lange noch nicht aus! Gedanken um den Begriff ambulante Hilfen	02	Kunst im Glashaus Gelebte Integration - Kunst im ungewohnten Umfeld	18
Ambulante Angebote: Entwicklungstendenzen in NRW	06	Nachbarn treffen Nachbarn Integration - ganz normal! Ein Projekt schafft Begegnungen	20
Hephatas ambulanter Unterstützungsdienst	08	Regionale Wohnangebote Grundsteinlegung in Euskirchen und Einzug in St. Augustin	21
Eigenständiges Leben- durch ambulante Angebote ermöglichen!	10	Danke für Ihre Hilfe! Spenden und was daraus wird	22
„Ich will nie fertig sein...!“ Ein Interview von Sonja Zeigerer mit Hannelore Jennes-Stelter, seit 1997 Leiterin von MOPÄD	11	„Zukunftsleben“ Jetzt leben und für Morgen arbeiten! Eine Zeitung von Hephata-Bewohnern	23
Wohin man zuerst schaut Gedanken zur „Stärken Perspektive“ von PD Dr. Johannes Degen	12	Aktuelle Termine Was liegt an - was ist wichtig - was sollte man nicht verpassen	24
Was heißt eigentlich „ambulant“? Eine Definition von Wolfgang Wittland	13		
„...was halten Sie denn davon?“ Hephata-Bewohner fragen nach - Bundestagskandidaten stehen Rede und Antwort	14		

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

unsichere Zeiten durchleben wir. Da scheint es nahe zu liegen, mit Gewalt Ordnung zu schaffen. Was für eine Ordnung aber kommt dabei heraus? Menschen werden stumm, passen sich an, schwimmen mit im allgemeinen Draufhauen. In allem kommt auch die Angst vor der Vielfalt unseres Lebens zum Ausdruck. Wer nicht so ist wie die Mehrheit, wer nicht ins Schema passt, wer nicht so glaubt und lebt wie wir, der wird ausgegrenzt, abgeschoben.

Weltweit und auch im unmittelbaren Lebensbereich um uns herum ist es so: Was uns in einer Zeit der Unsicherheit wirklich hilft, das ist Offenheit, Öffnung zueinander hin, miteinander reden, kurz: Kommunikation. Weil wir mit dem, was die Evangelische Stiftung Hephata als ihren besonderen Auftrag hat, auf Kommunikation setzen, weil wir das Ziel haben, das Zusammenleben von Menschen mit ganz unterschiedlichen Begabungen zu fördern, darum haben wir uns daran gemacht, unsere bisherige Vierteljahresschrift neu zu gestalten - als ein Magazin, in dem Informationen, Meinungen, Anfragen zu lesen sind, Entwicklungen und Initiativen dargestellt werden. Drei Ausgaben in jedem Jahr haben wir uns vorgenommen. Dabei sollen alle im Blick sein, die das Risiko einzugehen bereit sind und die Chance nutzen wollen, offen miteinander zu reden, nicht ‚über‘, sondern ‚mit‘. Gemeint sind die Menschen, die uns in Anspruch nehmen, die mit uns rechnen, Eltern, Angehörige, Freunde, Mitarbeitende, betroffene Außenstehende. Wenn wir uns gegenseitig verständlich machen, wäre viel erreicht, dann könnte ein Leben in Vielfalt gelingen.

Die vor Ihnen liegende Veröffentlichung nennen wir HephataMagazin. Ein Magazin ist die Bezeichnung für einen Vorratsraum, ein Lagerhaus. Lebensmittel und Dinge des täglichen Bedarfs werden in einem Magazin aufbewahrt und von dort aus herausgegeben. Wir öffnen dieses Magazin, wie es dem Aufruf in unserem Stiftungsnamen entspricht: „Hephata - öffne dich!“ Dies soll für alle Stimmen gelten, die in diesem Magazin zu Wort kommen werden.

Vielleicht ist dabei auch die eine oder andere Stimme, deren Äußerung uns nicht sofort einleuchtet. Aber so ist das Leben eben.

Jede Ausgabe des neuen HephataMagazins wird ein Schwerpunktthema darstellen. Wir beginnen mit dem Zauberwort ‚ambulant‘ - ein Thema, das Kostenträger ebenso beschäftigt wie die Nutzer sozialer Dienste. Was ist notwendig, damit Menschen, die trotz ihrer Beeinträchtigung Stärken haben und über Fähigkeiten besonderer Art verfügen, nachbarschaftlich leben können, in Familien ihren Platz haben oder in einer begleiteten Selbständigkeit klar kommen möchten? Berichte aus der Stiftung, Gastbeiträge - in dieser Ausgabe dankenswerterweise von Christian Judith - und weitergehende Informationen aus der Stiftung und darüber hinaus umkreisen dieses Thema.

Genug der Vorreden. Unser neues HephataMagazin soll Sie anregen zum Lesen, will Sie einladen zum Mitdenken und Handeln, wo immer Sie etwas dazu beitragen können, dass das Zusammenleben in Vielfalt besser gelingt. Wir sind gespannt auf Ihre Rückmeldungen.

In den dunklen November hineingehend und in der Vorfreude auf das Christfest grüße ich Sie sehr herzlich.

PD Dr. Johannes Degen
Direktor der Evangelischen Stiftung
Hephata





Bist du raus, ist es lange noch nicht aus!

Gedanken um den Begriff „ambulante Hilfen“

Text: Christian Judith

Fotos: Mel Curtis

Bist du raus, ist es ...

Menschen mit Behinderungen leben häufig in Einrichtungen. Viele von ihnen leben gerne dort, so wird es gesagt (meist von der Einrichtung selbst und nicht von denen, die dort leben). Auch ich habe mal in einer Einrichtung (einem Internat für Körperbehinderte) gelebt, und sogar ich habe gern in ihr gelebt, dachte ich. Genau das, was viele MitarbeiterInnen aus Einrichtungen beschreiben, habe ich auch gesagt: „Die leben gern hier“ (ich lebe gern hier). Und dieser Satz stimmte auch, meistens.

Es ist bequem sich versorgen zu lassen und die Verantwortung für sein Leben an der Pforte abzugeben.

Und warum lebe ich heute nicht in einer Einrichtung? Weil ich das Glück hatte, Alternativen zum Leben in einer Einrichtung zu erleben, und auf Grund meiner „leichten Schwerbehinderung“ konnte ich der Einrichtung schnell entwachsen. Und dennoch war es schwer, den Mut zu fassen, auszuziehen aus dem Internat, das einen vollständig versorgte, und einzuziehen in ein Studentenwohnheim, in dem ich allein auf mich gestellt war.

Das Glück war auf meiner Seite, ich hatte Vorbilder, Menschen, die wie ich im Internat gelebt hatten und dann ausgezogen waren. Wenn die das konnten, kann ich das auch, so dachte ich

damals und so war es auch. Aber auch schon früher im Internat lernte ich von den anderen behinderten „BewohnerInnen“, die mir zeigten, wie man einkaufen geht, Wäsche wäscht, ins Kino geht, etc..

Diese Freiheit zu bestimmen, wann ich esse, was ich esse, wann ich ins Kino gehe, wer mir beim Waschen hilft und vieles mehr an Selbstbestimmung, würde ich heute niemals gegen die Bequemlichkeit in einer Einrichtung eintauschen.

Der rechtliche Grundsatz „ambulant vor stationär“, ist eine Errungenschaft, die für uns Menschen mit Behinderungen eine Chance bietet, auszubrechen aus den Strukturen der Einrichtungen. Ich glaube, dass sich dieser Grundsatz in den Köpfen der EinrichtungsleiterInnen festgesetzt hat, ist mit der Verdienst des rechtlichen Anspruchs. Damit die Einrichtungen nicht „ihre“ Bewohner vollkommen verlieren, gibt es eine massive Entwicklung im Bereich der ambulanten Dienste.

Ich möchte hier nicht falsch verstanden werden, natürlich ist die Erkenntnis, dass ein Leben außerhalb einer Einrichtung besser ist, als innerhalb einer, nicht alleine auf die Rechtsituation zurückzuführen.

Auch muss hinterfragt werden, was der Hintergrund für diesen Paradigmenwechsel ist. Ist es die Erkenntnis, dass

ein selbstständiges Leben besser ist als ein wie auch immer fremdbestimmtes in einer Einrichtung? Oder steht hinter dem Paradigmenwechsel ein ökonomisches Interesse? In der Regel ist das Leben außerhalb einer Einrichtung viel kostengünstiger.

Im Bundessozialhilfegesetzbuch (BSHG) steht im Artikel 3a ganz deutlich, dass ambulante Hilfen Vorrang vor stationären haben. Noch viel deutlicher wird dies in einer alten Fassung des BSHG vom Jahre 1987, dort heißt es unter §3a: „Vorrang der offenen Hilfen; Der Träger der Sozialhilfe soll darauf hinwirken, daß die erforderlichen Hilfen soweit wie möglich außerhalb von Anstalten, Heimen oder gleichartigen Einrichtungen gewährt werden können.“ Bei dieser Ausführung des Gesetzes wird vollkommen auf den ökonomischen Aspekt verzichtet.

Ambulante Dienste machen nur dann Sinn, wenn sie die Lebensqualität der Menschen verbessern, die diese nutzen. Sinnlos werden sie, wenn sie dazu benutzt werden Gelder einzusparen. Um den Vorwurf, ambulante Dienste würden nur gefördert, um damit Geld zu sparen, zu entkräften, ist es notwendig, dass eine Entkopplung zwischen ökonomischen Interessen und dem Gedanken der Selbstbestimmung vollzogen wird.

„Ambulante Dienste machen **nur Sinn**, wenn sie die **Lebensqualität** der Menschen **verbessern**, die diese nutzen.“



Eine Weiterentwicklung des Gedankens der ambulanten Hilfen ist das Arbeitgebermodell. Dieses Modell bedeutet, dass der Mensch, der Unterstützung benötigt, sie bekommt. Aber er ist Arbeitgeber, das heißt ein Arbeitgeber stellt ein, ein Arbeitgeber bestimmt, was gemacht wird und wie. Mit Hilfe dieses Modells ist es möglich, dass auch sogenannte schwerstbehinderte Menschen die Möglichkeit haben, alleine in ihrer Wohnung selbstbestimmt zu leben.

Wenn ein Mensch 24 Stunden am Tag Assistenz braucht, kann dies teurer als die Unterbringung in einem Heim sein.



In Zeiten in denen Geld gespart wird, wird somit versucht, das Arbeitgebermodell einzuschränken.

Viele LeserInnen werden sagen: „Ja das geht, aber eben nicht für alle, viele Menschen können nicht selbst bestimmen, wie sie leben wollen, weil ihnen z.B. die kognitiven Fähigkeiten fehlen“. Ich glaube, wenn wir den Menschen in den Einrichtungen die entsprechenden Möglichkeiten bieten, sich zu entwickeln, Angebote der Begleitung vorhanden sind und Wahlmöglichkeiten bestehen, dann werden wir erstaunt sein, wer in wenigen Jahren alles aus Einrichtungen auszieht.

Auf einer Tagung zum Thema „Heime in der Kritik - gibt es bessere Lösungen“ am 19. September in Würzburg führte Prof. Theunissen aus, dass in den USA 78% der Menschen mit sogenannter geistiger Behinderung in Einrichtungen leben, die weniger als 16 Plätze und meist sogar weniger als 6 Plätze haben. Weiter wies er darauf hin, dass das Verhältnis hierzulande genau umgekehrt ist, hier leben 78% der Menschen mit einer sog. geistigen Behinderung in Einrichtungen mit 40 und mehr Plätzen.

Der Satz „Bist du raus, ist es lange noch nicht aus“ soll den Menschen in den Einrichtungen Mut machen, sich auf

Alternativen zum stationären (Über-) Leben einzulassen. Ein Leben jenseits der Einrichtungen ist möglich. Und nicht nur möglich, es bedeutet auch ein ganzes Stück mehr Selbstbestimmung und auch besonders Verantwortung für sich selbst und das eigene Leben.

Dieses Sich-einlassen auf einen neuen Weg, das dich zuerst in eine Unsicherheit und dann in die Selbstverantwortung führt, muss von dir immer wieder neu hinterfragt werden, ob es wirklich deinen Bedürfnissen entspricht.



BSHG § 3a Vorrang der offenen Hilfe

Die erforderliche Hilfe ist soweit wie möglich außerhalb von Anstalten, Heimen oder gleichartigen Einrichtungen zu gewähren. Dies gilt nicht, wenn eine geeignete stationäre Hilfe zumutbar und eine ambulante Hilfe mit unverhältnismäßigen Mehrkosten verbunden ist. Bei der Prüfung der Zumutbarkeit sind die persönlichen, familiären und örtlichen Umstände angemessen zu berücksichtigen.

Mit dem Ausziehen aus der Einrichtung in eine andere Wohnform ist ein Schritt gemacht. Viele weitere können noch folgen, bis der Mensch selbstständig (wenn nötig unterstützt von AssistentInnen) in seiner eigenen Wohnung oder in seinem Haus lebt.

Ambulante Dienste können Begleiter auf einem Teil des Weges in die Selbstständigkeit sein.

Leben ist Veränderung, Stillstand ist der Tod, hat einmal ein schlauer Mensch gesagt. Einrichtungen können sich nur sehr langsam ändern und haben deshalb vielleicht eine gewisse „Todesnähe“.

Menschen, die in Einrichtungen leben, können sich schneller als ihre Einrichtung verändern und deshalb ist es gut, diese zu verlassen, so wie eine wachsende Schlange ihre alte, zu enge Haut hinter sich lässt.

Christian Judith, Dipl. Sozialpädagogin und Dipl. Sozialarbeiterin – arbeitet seit ca. 18 Jahren in der Behindertenbewegung. Er ist aktiv als Bioethischer Sprecher der ISL e.V. Deutschland. Seit 1988 führt er Seminare im Bereich der Behindertenpolitik durch. Seit 1996 ist er engagierter Tänzer in der Tanzformation HandiCapaché und seit 2001 Mitglied der Ethikkommission der Hamburger Ärztekammer. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter hat Christian Judith für die Aktion Mensch an der Ausstellung „Der (Im-)perfekte Mensch“ in Dresden mitgearbeitet. Bis März 2002 arbeitete er als Marketing- und PR-Mann bei dem Ausstellungsprojekt „Dialog im Dunkeln“. Derzeit freischaffender „Behindertenpolitiker“ und Publizist.

bewilligt!
2 JAN 2003

Ambulante Angebote: Entwicklungstendenzen in NRW



Text: Margot Heinke-Becker
Fotos: Udo Leist, ghettyimages

Seit Mitte der 80er Jahre gründen sich Institutionen für ambulante Dienstleistungen in der Behindertenhilfe, häufig unter dem Begriff „Familienunterstützungsdienst“ (FUD), der hier stellvertretend auch für ähnliche Bezeichnungen benutzt wird. Die FUDs erhielten mit der Landesförderung in den Jahren 1996 - 2002 einen Aufschwung, was Anzahl und Ausbau der Dienste und damit die flächendeckende Versorgung in NRW betrifft.

Die Rahmenbedingungen der FUDs sind nicht einheitlich. So gibt es pauschale oder auf Einzelfälle bezogene Vereinbarungen mit den Kommunen und unterschiedliche Stundensätze. Auch haben die einzelnen Träger unterschiedliche institutionelle Einbindungen und personelle Voraussetzungen. Vom Selbstverständnis her orientieren sich die FUDs in Art und Umfang an den individuellen Bedürfnissen der Nutzerinnen und Nutzer. Die sich regional spezifisch entwickelnde Nachfragesituation und

die unterschiedlichen Voraussetzungen der Dienste haben dazu beigetragen, dass diese verschiedenste Angebotsstrukturen entwickelt haben.

Seit die Landesförderung den politisch gewollten Ausbau ambulanter Dienste auch finanziell unterstützt und Qualitätsstandards für FUDs unter wissenschaftlicher Begleitung durch das Institut für Sozialforschung, Praxisberatung und Organisationsentwicklung GmbH erarbeitet werden, aber auch unter dem Druck der sich verändernden gesetzlichen Rahmenbedingungen (§ 93a BSHG) haben sich die Dienste zunehmend professionalisiert.

Mit Auslaufen der Landesförderung zum Ende 2002 stehen die FUDs nun in dem Zwang, ihre angebotenen Dienstleistungen kostendeckend abzurechnen. Dies geschieht unter dem Kostendruck, unter dem die potentiellen Kostenträger stehen: Das sind sowohl die Kommunen als auch die Kranken-

bzw. Pflegekassen, um hier die wichtigsten zu nennen. Auch der Möglichkeit, die Kosten selbst zu tragen, sind in den meisten Familien enge Grenzen gesetzt, besonders wenn die Stundensätze die eines „normalen“ Babysitters überschreiten.

Um den Spagat zwischen akzeptierten Stundensätzen einerseits und der Absicherung des Dienstes andererseits zu ermöglichen, entwickeln die FUDs eine erweiterte Angebotsstruktur, die je nach den regionalen Voraussetzungen neben den „klassischen“ FUD-Angeboten wie Verhinderungspflege und Eingliederungshilfe nach §§39f BSHG auch ambulant betreutes Wohnen, Kurzzeitpflege, Jugendhilfeangebote, Arbeitsassistentz, Pflegeleistungen etc. umfassen kann. Die FUDs stoßen hierbei auf neue fachliche Anforderungen, die entsprechende personelle Voraussetzungen erfordern. Der Einsatz von pflegerisch oder pädagogisch ausgebildeten Fachkräften tritt neben den bis-

her im Vordergrund stehenden Einsatz von Hilfskräften und trägt so zu der oben erwähnten Professionalisierung bei.

Mit dieser Erweiterung geht auch ein Umdenken bezüglich des Selbstverständnisses der FUDs einher. Sie entwickeln zunehmend ein Verständnis ihres Dienstes als umfassender Dienstleister nicht nur für die Familie als Unterstützungs- oder Entlastungsdienst, sondern primär als Dienstleister für den Menschen mit Behinderung selbst als Kunden. Mit anderen Worten: FUDs entwickeln sich zu ambulanten Fachdiensten der Eingliederungshilfe mit offenen Hilfsangeboten vielfältigster Art. Sie halten Beratung vor und vernetzen sich regional mit anderen Anbietern. Dabei bleiben sie dem Grundgedanken treu, dass Hilfen überall dort bereitzustellen sind, wo sie benötigt werden: in der Familie, in allgemeinen Kindergärten, in Regelschulen, bei Freizeit-, Bildungs-, Urlaubsaktivitäten, beim Wohnen und Arbeiten im Gemeinwesen. Sie entsprechen damit dem Ziel, Hilfen nach dem individuellen Bedarf ausgerichtet anzubieten, Aussonderung in Spezialeinrichtungen zu vermeiden und dabei ambulant-mobil sowie niedrigschwellige Hilfenformen Priorität einzuräumen.

Offen bleibt aus heutiger Sicht, ob die Ambulanten Dienste sich unter dem zunehmenden Kostendruck und der unzureichenden gesetzlichen Absiche-

rung der Ansprüche auf ambulante Hilfeleistungen wirtschaftlich organisieren und stabilisieren können. Denn dem gesetzlich verbrieften Vorrang offener Hilfen gegenüber stationärer Hilfen nach § 3a BSHG kann solange nicht Rechnung getragen werden, wie es schwieriger ist, ausreichende ambulante Hilfen finanziert zu bekommen als einen Platz in einem Wohnheim.

Ein erster Schritt in die richtige Richtung ist die Veränderung der Kostenzuständigkeit für ambulant betreutes Wohnen von den Kommunen zum Landschaftsverband Rheinland. Allerdings geschieht dies in der Hoffnung, dass ambulante Wohnformen letztendlich billiger zu haben sind als teilstationäre oder stationäre.

Offene Hilfen für Menschen mit Behinderungen, die (noch) in ihren Familien leben, bleiben dabei allerdings außen vor. So ist die Finanzierung dieser Hilfen weiterhin auch von Faktoren abhängig, die nicht in der Person des Antragsstellers bzw. seines Angehörigen und deren finanziellen Lebensbedingungen liegen: Die gesetzlich geforderte „Angemessenheit“ der Hilfe ermöglicht letztlich auch immer unterschiedliche Sichtweisen über den jeweiligen individuellen „Bedarf“.

Es sollte vermieden werden, dass es auch in Zukunft Familien gibt, die sich mit der Betreuung ihres behinderten Kindes wegen fehlender Unterstützung

so überfordert fühlen, dass sie letztendlich keine Alternative mehr zu einer Versorgung ihres behinderten Kindes durch eine stationäre Einrichtung sehen. Ebenso sollte vermieden werden, dass erwachsene Menschen mit einer Behinderung sich bei der Realisierung ihrer Wünsche allein von der Hilfe ihrer Familie abhängig fühlen müssen, solange sie nicht in einer (teil-)stationären Einrichtung leben.

Akzeptiert man diese Ansprüche, so wird man auch bei knappen Kassen zu leichter zugänglichen ambulanten Hilfen und großzügigeren Auslegungen der gesetzlichen Vorgaben kommen müssen. Die Frage ist, ob dies letztendlich politisch und gesamtgesellschaftlich gewollt ist und ob damit auch entsprechende Mittel zur Verfügung gestellt werden.

Margot Heinke-Becker ist Diplom-Psychologin und leitet den ambulanten Unterstützungsdienst für Menschen mit Behinderung der Evangelischen Stiftung Hephata Wohnen gGmbH.

Hephata ambulanter Unterstützungsdienst

Der ambulante Unterstützungsdienst (UD) der Evangelischen Stiftung Hephata Wohnen gGmbH besteht als Fachdienst der Eingliederungshilfe seit 1999. Er bietet Personen aus Mönchengladbach und der näheren Umgebung, die durch eine geistige oder sonstige Behinderung, durch Kommunikationsstörungen oder starke Verhaltensauffälligkeiten gehandikapt sind, individuelle Hilfen an.

Die Art der Hilfe variiert je nach Lebenssituation, Fähigkeiten, Interessen und persönlichen Zielen des Menschen mit Behinderung und kann daher nur exemplarisch aufgeführt werden. Beispielsweise kann Assistenz und Begleitung bei Freizeitaktivitäten angeboten werden. Dies kann sich auch auf Urlaubs- oder Wochenendfahrten beziehen.

Gezielte Förderung eines Menschen mit Behinderung zur Vorbereitung eines Auszugs aus dem Elternhaus oder einer Arbeitsaufnahme kann z.B. Mobilitätstraining, Eingewöhnung in eine Gruppe, Unterstützung des Ablösungsprozesses von den Eltern oder die Heranführung an sinnvolle Beschäftigungen beinhalten.

Ebenso kann Begleitung und Hilfestellung bei dem Besuch einer Regelschule, einer Tagesstätte für Kinder oder einer Einrichtung zur Fort- oder Weiterbildung angeboten werden, wenn Art und Ausprägung der Behinderung dies erforderlich machen.

Die Hilfen sind nicht altersabhängig und können allen Menschen mit anerkanntem Hilfebedarf zuteil werden.

Weitere Angebote dienen in erster Linie der Entlastung der pflegenden Angehörigen, bzw. der Versorgung eines behinderten Angehörigen bei Verhinderung der Pflegeperson. Stunden- oder tageweise Betreuung eines Menschen

mit Behinderung kann individuell oder in einer Gruppe angeboten werden. Eine Finanzierung ist über §§ 39, 45b SGB XI sowie §§ 69b, 39ff BSHG möglich.

Der Weg zu ambulanter Hilfe

Anlässlich der Hilfeanfrage werden vor Beginn jeder Betreuung und während eines Betreuungsprozesses psychologische und pädagogische Beratungen angeboten. Die Beratung dient der Klärung von Zielen des Menschen mit Behinderung und seiner Angehörigen,



möglicher Wege zum Erreichen dieser Ziele, der Klärung des Unterstützungsbedarfes und des Leistungsangebotes des ambulanten Dienstes.

Text: Margot Heinke-Becker
Fotos: Privat

Als weiterer Schritt werden Finanzierungsmöglichkeiten und Antragswege geprüft. Der örtliche Träger der Sozialhilfe, die Pflegekasse oder andere Kostenträger entscheiden je nach den persönlichen Voraussetzungen über die Kostenübernahme.

Ist diese geklärt, trifft der UD mit den Betroffenen eine konkrete Vereinbarung bezüglich Art und Umfang der Leistungen, einschließlich der Nennung einer Mitarbeiterin oder eines Mitarbeiters, welche/r die Betreuung übernimmt. Die Hilfen werden je nach Notwendigkeit von ausgebildeten Fachkräften und/oder angeleiteten Helfern geleistet.

Während des Prozesses werden die Umsetzung reflektiert und mögliche Veränderungen der Ziele beraten. Des Weiteren helfen Elterngespräche, die Familie zu stützen und neue Sichtweisen zu entwickeln. Die Gespräche können nach Bedarf regelmäßig oder in größeren Abständen stattfinden.

Die Arbeit des Unterstützungsdienstes wird dokumentiert, in begleitenden Gesprächen reflektiert, entsprechend sich ergebender Veränderungen modifiziert und nach vereinbarten Zeitabläufen abgeschlossen.



Die Angebotspalette des ambulanten Unterstützungsdienstes

Die Angebote haben sich von 1999 bis 2002 dem Bedarf und den Nachfragen entsprechend modifiziert und erweitert. Zum heutigen Stand bietet der UD an:

- (heil-)pädagogische individuelle Betreuung durch eine ausgebildete Fachkraft mit vereinbarten Zielen
- Anbahnung von Beschäftigungsmöglichkeiten
- Vorbereitung auf eine neue Wohnform
- Mobilitätshilfen, Mobilitätstraining
- Integrationshilfe beim Besuch einer Schule durch angeleitete Helfer
- Freizeit- und Interessengruppen, die durch eine pädagogische Fachkraft geleitet werden
- Durchführung von Wochenendfahrten
- Ferienbetreuung in Form von Freizeitaktivitäten tagsüber
- Integrative Ferienfahrten
- Urlaubsfahrten für erwachsene Menschen mit Behinderungen
- Individuelle Assistenz beim Nachgehen persönlicher Interessen und bei der Teilnahme am gesellschaftlichen Leben
- Versorgung eines Menschen mit Behinderung in seiner Wohnung
- Beratung von Menschen mit Behinderung und ihren Angehörigen bezogen auf die persönliche Lebensgestaltung

Dabei ist der UD offen für neuen Bedarf und neue Anfragen. Es ist schon absehbar, dass sich im kommenden Jahr vor allem die Anzahl der Freizeitgruppen und die Angebote für Ferienbetreuungen erhöhen werden.

Aktuelle Infos zum ambulanten Unterstützungsdienst finden Sie auch im Internet unter www.hephata-mg.de



Die Fotos auf diesen beiden Seiten illustrieren einen Urlaub im Bayrischen Wald, den drei Kinder mit zum Teil schweren Behinderungen gemeinsam mit 32 anderen Kindern vom 21. Juli bis zum 3. August 2002 erlebten.

Träger der Freizeit waren die katholischen Kirchengemeinden St. Valentin, Venrath, und die Kapellengemeinde Christus König, Herrath - Beckrath. Begleitet wurden die drei behinderten Kinder - die in die Gruppe gut aufgenommen und in ihrer Eigenart respektiert wurden - von zwei Hephata-Mitarbeitern des ambulanten Unterstützungsdienstes.



Text: Dieter Köllner, Sonja Zeigerer Fotos: Dieter Kalesse, Udo Leist



Eigenständiges Leben - durch ambulante Angebote ermöglichen!

Die Evangelische Stiftung Hephata bietet Menschen mit Behinderung im Rahmen von Assistenz, Selbstbestimmung und Integration nicht nur stationäre sondern auch ambulante Betreuungsangebote.

Im Jugendhilfereich, aber auch im Bereich der Eingliederungshilfe, besteht seit vielen Jahren die Forderung nach Betreuungsangeboten, die die Systematik „entweder drinnen oder draußen“ oder auch „stationär oder keine Betreuung“, nach der viele große Träger gerade in der Eingliederungshilfe arbeiteten und noch arbeiten, auflösen. Dieser Forderung wird die Evangelische Stiftung Hephata seit 1997 durch ihre Angebote der flexiblen Erziehungshilfe im Rahmen der Jugendhilfe und des betreuten Wohnens im Rahmen der Eingliederungshilfe gerecht. Beides ist in den Mobilen Pädagogischen Diensten - kurz MOPÄD - der Stiftung Hephata Wohnen gGmbH zusammengefasst.

Das Angebot der flexiblen Erziehungshilfe richtet sich an Jugendliche und junge Volljährige mit lern- und seelischen Behinderungen, die im Rahmen des Kinder- und Jugendhilfegesetzes

ihre Verselbständigung und Unabhängigkeit von der entgeltgebundenen Betreuung bis zur Vollendung des 21. Lebensjahres anstreben.

Das Angebot des betreuten Wohnens richtet sich an erwachsene Menschen mit leichten bis mittelgradigen geistigen und/oder seelischen Behinderungen. Diese Menschen streben über dieses Angebot entweder ihre völlige Verselbständigung und Integration an oder finden hier unter Umständen auf Dauer genau das Betreuungsangebot, das zu ihren Bedarfen und Möglichkeiten passt.

Sowohl in der flexiblen Erziehungshilfe als auch im betreuten Wohnen beziehen die Betroffenen eine von ihnen angemietete Wohnung. Dies bietet für sie den Vorteil, dass sie nach ihrer Entwicklung in die Verselbständigung ihre Wohnung behalten können. Diese Wohnform in den ambulanten Angeboten bietet im Gegensatz zum betreuten Wohnen in Wohngemeinschaften die Gewähr, dass die Hilfeleistung individualisiert ist. Ferner gibt sie den Nutzern des Angebotes von vorn herein Entscheidungsbefugnisse über ihre

Wohnung und damit ein hohes Maß an Verantwortung.

In beiden Angeboten wird der Unterstützungs- und Betreuungsbedarf vollkommen differenziert mit den Betroffenen geplant und durchgeführt, so dass aus individuellen Betreuungsbedarfen auch individuelle Betreuungsangebote entstehen. Die Bereiche, in denen die Unterstützung angeboten wird, sind Haushaltsführung, Geldverwaltung, Ämterkontakte, Arbeitsbereich, Freizeitbereich und die emotionale/soziale Situation.

Abschließend stelle ich fest, dass die Evangelische Stiftung Hephata mit der ambulanten Betreuung nicht nur den Forderungen der Politik nach individualeren Lebensformen für derzeit 34 Menschen mit Behinderung nachkommt. Vielmehr werden die tatsächlich vorhandenen Bedarfe der Menschen befriedigt.

Dieter Köllner ist Diplom-Sozialpädagogin und leitet die Abteilung Kinder- und Jugendhilfe.



„Ich will nie fertig sein...“

Ein Interview von Sonja Zeigerer mit Hannelore Jennes-Stelter, seit 1997 Leiterin von MOPÄD

Frau Jennes-Stelter, sie arbeiten seit der Geburtsstunde für die Mobilen Pädagogischen Dienste, MOPÄD, wie kann man diese Einrichtung kurz skizzieren?

Wir versuchen hier Menschen mit Behinderungen vieler Arten, Wege in die Selbständigkeit zu zeigen, sie zu begleiten und sie zu beraten. Unser Ziel ist, den Menschen eine optimale Eigenständigkeit zu ermöglichen. Unsere Klienten müssen allerdings in der Lage sein, ihre eigene Hilfsbedürftigkeit selbst festzustellen.

Was für Qualifikationen muss ein MOPÄD-Mitarbeiter aufweisen?

Wer hier arbeitet braucht neben einer fachlichen Qualifikation zum Beispiel als Heilerziehungspfleger oder Sozialpädagoge drei Grundvoraussetzungen: ein gewisses Maß an Lebenserfahrung, man sollte möglichst schon vorher für Hephata gearbeitet und somit seine Erfahrungen gesammelt haben und man muss hier auf jeden Fall in der Lage sein, von jetzt auf gleich Entscheidungen zu fällen.

Erinnern Sie sich an ein besonders bewegendes Erlebnis?

Es ist toll mit anzusehen, wie sich Klienten so verselbständigen, dass sie unsere Hilfen nicht mehr brauchen. Ich erinnere mich an einen 14jährigen Jungen. Er war ein „Oberchaot“, mit dem Willen sich zu ändern, wie er mir vor langer Zeit mitteilte. Er durchlief seitdem alle Verselbständigungsformen. Er lebte zuerst in einer Wohngruppe, im Rahmen unseres Wohnprojektes als nächstes in einer 2er Wohngemeinschaft in der Stadt, bis er nur noch auf die flexible Erziehungshilfe angewiesen war. Mittlerweile lebt er mit einer Studentin zusammen. Bei so einer Geschichte weiß ich, wofür ich arbeite.

Gibt es auch viele negative Ereignisse?

Die größten Probleme entstehen durch Alkoholmissbrauch, in den meisten Fällen arbeiten wir mit der Suchtberatung des Gesundheitsamtes zusammen. Schwierig ist es vor allem, den Klienten die Einsicht zu vermitteln, dass sie ein Suchtproblem haben. Es geht mir und jedem anderen Mitarbeiter an die Substanz, mit anzusehen, wie das soziale Gefüge eines Menschen zusammenbricht und er nach vor-

angegangener Therapie wieder rückfällig wird. Das sind die Punkte, an denen mir meine Arbeit manchmal keinen Spaß mehr macht. Wo man begleiten muss, aber eigentlich nicht mehr kann und will.

Gibt es etwas, das dringend geändert werden muss?

Für viele Klienten ist es der absolute Traum, einmal in Urlaub fahren zu können, was natürlich in der Sozialhilfe nicht vorgesehen ist. Es werden zwar auch Ausflüge angeboten, jedoch fehlt oft das Geld für ein entfernteres Ziel. Das muss zwar nicht dringend geändert werden, ist aber etwas, was ich mir für eine Vielzahl von Klienten wünsche.

Was wünschen Sie sich in Zukunft für MOPÄD?

Ich will nie fertig sein mit meiner Arbeit! So hoffe ich, dass die Bewegung, die der Name MOPÄD ja schon ausdrückt auch in Zukunft im positiven Sinne stattfindet. Bewegung bedeutet, dass ich mich selber offen halte für die Belange der Klienten und dass ich sowohl das mache, was ich will als auch das, was andere von mir wollen.

Wohin man zuerst schaut



Text: Dr Johannes Degen, Wolfgang Wittland

Fotos: Mel Curtis, Udo Leist, Dieter Kalesse

Wohin man zuerst schaut

Es sollte eigentlich selbstverständlich sein, einen Menschen so anzusehen, dass zunächst einmal das wahrgenommen wird, was ihn auszeichnet, was besonders gut an ihm ist, was seine Stärken sind. Denn ein solcher Blick gibt dem, der angeschaut wird, Sicherheit und den Mut, zu sich zu stehen, sich weiterzuentwickeln, seine Kräfte und Möglichkeiten zu nutzen.

„Siehst du aber auch die Einschränkungen, die Schwächen bei dem, den du so sehr und zuerst auf seine Stärken hin anschaust?“ Die Frage ist berechtigt. Bei einem Menschen, der beispielsweise in seiner Bewegungsfähigkeit eingeschränkt ist, dies außer Acht zu lassen wäre unrealistisch. Ein solcher Mensch müsste das Gefühl haben, nicht ernst genommen zu werden, unabhängig davon, dass er in anderer Hinsicht über besondere Fähigkeiten und Stärken verfügt.

Was heißt eigentlich „ambulant“?

Die Antwort ist unspektakulär: „umherwandernd“, „nicht fest an einen Ort gebunden“. Der Duden regt aber bereits mit der ersten Wortverbindung die Phantasie an: „ambulantes Gewerbe“.

Die Begriffe „ambulant“/„Ambulanz“ beschreiben heute in erster Linie Formen der medizinischen Versorgung. Den Bezug zu Hilfen für Menschen mit Behinderungen stellt das Bundessozialhilfegesetz in den §§ 3 und 3a her: Der „Vorrang offener Hilfen“ wird postuliert, aktuell verdichtet zu dem populären Schlachtruf „ambulant vor stationär!“.

„Ambulant“ ist in diesem Kontext durchaus mit positiven Aussichten assoziiert: mit dem Anspruch auf individuelle Hilfen; mit der Möglichkeit, Einfluss zu nehmen auf Art, Umfang und Ort der Hilfen; mit dem Erhalt sozialer Beziehungen zu Familie und Freunden. Eine Verkürzung auf „billig vor stationär“ will das BSHG ausdrücklich nicht.

Eine offene Hilfe darf sogar teurer sein, wenn sie der Besonderheit des Einzelfalles angemessen ist und nicht unverhältnismäßig mehr kostet.

Zurück zum „ambulanten Gewerbe“.

Wollen wir uns daran beteiligen - als fliegende Anbieter? Oder interpretieren wir Ambulanz wie in der Medizin: Wir sind der feste Ort und wer Hilfe will, muss schon her kommen - nur „liegen“ kann er bei uns nicht. Umherwandernd wären dann nicht die Anbieter, sondern die Abnehmer einer Dienstleistung. Moderne, verkehrte Welt.

Unsere ambulanten Angebote sind deshalb kundenfreundlich, weil sie sich an der antiken Wortbedeutung orientieren.

Wolfgang Wittland ist Dipl.-Psychologe und Geschäftsführer der Hephata-Wohnen gGmbH.



Lange wurde im Blick auf Menschen mit Behinderungen zunächst auf das gesehen, was sie nicht können. Ihr Unvermögen, ihre Defizite wurden als erstes angeschaut und daraus wurde Art und Umfang der helfenden Begleitung entwickelt.

Georg Theunissen, Professor für Geistigbehindertenpädagogik an der Universität Halle-Wittenberg, gehört zu denen, die die „Gepflogenheit“ in der heilpädagogischen und der therapeutischen Arbeit kritisch hinterfragen, „sich ausschließlich an Defiziten, Entwicklungsstörungen, Krankheitsfaktoren, Schwächen, Mängeln oder Problemen zu orientieren“.

Seine praktischen Forschungen haben zu dem Ergebnis geführt, dass durch eine veränderte, an den Stärken der Menschen ansetzende Hilfe- und Begleitarbeit „Menschen mit sogenannter geistiger Behinderung und schwerster Hospitalisierung, die als ‚kommunikationsunfähig‘, ‚bildungsunfähig‘ und ‚hoff-

nungslose Fälle‘ galten, zu neuen, sinnerfüllten Lebensperspektiven gelangen konnten“.

Wenn diese von Theunissen so beschriebene „Stärken-Perspektive“ zum Ausgangspunkt genommen wird, kann dies zu einer ganz anderen, nicht mehr in erster Linie von Mitleid bestimmten Einstellung gegenüber Menschen mit Behinderung führen. Eine andere, höhere Wertschätzung von Menschen mit Einschränkungen wird möglich. Und damit könnte sich zugleich ergeben, dass wir anschaulich davon sprechen, was uns das häufig so formelhaft ins Spiel gebrachte christliche Menschenbild praktisch bedeutet. Und auch dies wird eine Konsequenz aus Theunissens „Stärken-Perspektive“ sein: dass sich die Dienste und Hilfen für Menschen mit Behinderung grundsätzlich ändern müssen, hin zu einer Nutzerorientierung auf der ganzen Linie.

PD Dr. Johannes Degen ist Direktor der Evangelischen Stiftung Hephata

Zum Weiterlesen hier der Hinweis: Georg Theunissen. Die Stärken-Perspektive. Impulse für die pädagogische und therapeutische Arbeit mit Menschen, die als geistig behindert gelten. In: Geistige Behinderung 41. Jahrgang, Heft 3, Juli 2002, S. 191-202.

„...was halten Sie denn davon?“

Hephata-Bewohner fragen nach - Bundestagskandidaten stehen Rede und Antwort

Text: Esther Soth Fotos: Dieter Kalesse, ghettyimages

Hochwasser-Katastrophe, internationaler Terrorismus, zu hohe Spritpreise, Rechtsextremismus: Die Mönchengladbacher Bundestagskandidaten von SPD, CDU, FDP, Grünen und PDS müssen sich an diesem Abend allerhand Fragen zu aktuellen Themen gefallen lassen. Das Publikum stellt dabei auch unbequeme Fragen: Kann man den Opfern der Hochwasserkatastrophe nicht noch besser helfen? Wenn doch begradigte Flussbetten mit Schuld sind am Hochwasser, warum werden die Flüsse dann nicht renaturiert?

Das Publikum, das sind die behinderten Bewohnerinnen und Bewohner von Hephata, die sich heute abend ihre lokalen Kandidaten für die Bundestagswahl eingeladen haben. Dabei bewegen sie überwiegend die gleichen Fragen und Themen wie



nicht-behinderte Menschen auch. Ziemlich unverblümt fordern sie von den Politikern Rede und Antwort. Dabei ist vor allem die SPD-Bundestagsabgeordnete Hildegard Wester angesprochen, die schließlich als Parlamentarierin schon Mitverantwortung in der Bundespolitik trägt.

BEHINDERTENPOLITIK

Aber auch der Jurist Günter Krings (CDU), der Unternehmer Heinrich Wilhelm Schmitz (FDP), der Landeschatzmeister der Grünen, Jo Schroers, und der PDS-Kandidat Ralf Sondermeyer werden in die Pflicht genommen. Der PDS-Mann, der als Schwerpunktthema Behindertenpolitik genannt hat, soll doch bitte schön mal sagen, was seine Partei denn so für Behinderte tut. „Menschen sind nicht behindert, sondern werden behindert“,



sagt Sondermeyer. Er fordert mehr Chancengleichheit schon in der Schule und tritt für ein selbstbestimmtes Leben ein. Das bedeutet für ihn zum Beispiel, „dass auch Menschen mit Behinderungen ohne Barrieren überall hingehen können“.

RECHTSEXTREMISMUS

Rechtsextremismus ist auch ein Thema, das einigen Bewohnern Sorgen macht: Was tun gegen Hakenkreuzschmierereien an Hephata-Gebäuden? Anzeige erstatten, empfiehlt Günter Krings. Die Politik sollte die NPD und andere Organisationen verbieten, meint Ralf Sondermeyer.

Rechte könne man nicht nur durch Gesetze bekämpfen, sagte Hildegard Wester. Sie bedauert, dass es immer noch Menschen gebe, die ihre Überlegenheit dadurch zeigen wollten, indem sie Behinderte, Ausländer oder Juden diskriminieren.

Kann der Terror dazu führen, dass Behinderte umgebracht werden? Nein, glaubt Hildegard Wester. Terroranschläge wie am 11. September, da beruhigt sie den Fragenden, richteten sich nicht gegen behinderte Menschen oder andere bestimmte Bevölkerungsgruppen. „Ich bin mir sicher, dass es in Europa solche Akte wie im Nationalsozialismus nicht mehr geben wird.“

GLEICHE LÖHNE?

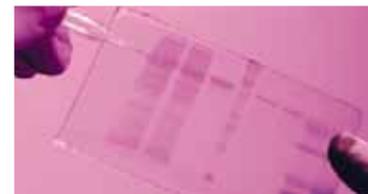
Zum Schluss wird es nochmal praktisch und konkret. Wenn doch jetzt die Gleichstellung von Behinderten beschlossen ist, fragt Herr Kirchrath, „wie ist das dann mit den Löhnen?“ Ziel soll sein, meint die SPD-Bundestagsabgeordnete, dass in den Werkstätten für Behinderte Löhne gezahlt werden, „die gemessen werden an der Arbeit und an dem, was die Menschen erarbeiten“. Am besten wäre es, wenn die Produkte von Firmen nachgefragt würden. Doch Wester muss auch einräumen, dass es bis dahin wohl noch etwas dauern wird.

Zu den „Wahlprüfsteinen“ der ISL gehören unter anderem **Fragen** aus dem Bereich der **Bioethik**.



BIOETHIK

Die Fragerunde der Bewohner ist zu Ende. Doch entspannen können sich die fünf Kandidaten noch nicht. Christian Judith und Gracia Trapp von der Interessengemeinschaft Selbstbestimmtes Leben (ISL) wollen von den Politikern noch so einiges über ihre Einstellung zu Themen aus dem Bereich „Bioethik“ wissen. Zu den



„Wahlprüfsteinen“ der ISL gehören unter anderem Fragen nach den Positionen der Parteien zu Präimplantationsdiagnostik, Stammzellenforschung und Spätabtreibungen.

PRÄIMPLANTATIONS DIAGNOSTIK

Präimplantationsdiagnostik (PID) ist die Untersuchung von im Reagenzglas erzeugten Embryonen auf Erbschäden vor dem Einsetzen in die Gebärmutter. „Grundsätzlich nicht zulassen“, sagt Günter Krings (CDU). Dabei gehe es um Selektion. „PID - da mache ich nicht mit“, meint auch Ralf Sondermeyer (PDS). „Es gibt kein Recht auf ein gesundes Kind.“ PID soll verboten bleiben, findet auch Jo Schroers (Grüne).



„Ein gefährliches Spielzeug“ nennt er das Verfahren, weil nicht klar ist, wer festlegt und beurteilt, welcher Embryo eingesetzt und welcher weggeschüttet wird. Für schwere Erbkrankheiten sollte PID zugelassen werden, sagt dagegen der FDP-Mann Schmitz. Unentschieden ist Hildegard Wester, obwohl ihr das Menschenbild, das dahinter steht, nicht passe.

STAMMZELLENFORSCHUNG

Forschung an embryonalen Stammzellen, auch ihre Einfuhr aus dem Ausland, lehnen Krings, Schroers und Sondermeyer ab. Wester hat an dem im Bundestag beschlossenen Kompromiss mitgearbeitet, wonach vor einem bestimmten Stichtag erzeugte embryonale Stammzellen zu Forschungszwecken eingeführt werden dürfen. Sie glaubt, dass diese Vorgaben kontrolliert werden können, und dass von der Forschung große Fortschritte zur Behandlung bisher unheilbarer Krankheiten erwartet werden. Für eine Freigabe der Stammzellenproduktion im Inland ist die FDP.

SPÄTABTREIBUNGEN

Spätabtreibungen sind bei medizinischer Indikation bis zum Tag der Geburt erlaubt. Neben akuten medizinischen Problemen bei der Mutter häufen sich in letzter Zeit Fälle, in denen durch Pränataldiagnostik Kinder als „behindert“ erkannt werden. Als eine „unzumutbare Belastung“ für die Mutter definiert, werden sie dann im späten Schwangerschaftsstadium abgetrieben. Dabei kommt es sogar vor, dass Kinder unerwarteterweise überleben.

Die SPD-Abgeordnete Wester kündigt an, sich nicht für ein Verbot von Spätabtreibungen einzusetzen. „Wir werden nicht erreichen, dass Frauen Kinder, die sie nicht wollen, austragen“, glaubt sie. Vielmehr müsse eine Diskussion darüber geführt werden, warum Frauen ein behindertes Kind für unzumutbar hielten. Gefragt sei auch die Verantwortung der Ärzte, die den Frauen die pränatale Diagnostik geradezu aufdrängten. Wester fordert ebenso wie Schroers eine bessere Beratung betroffener Frauen. Mehr Hilfen für Familien mit behinderten Kindern seien nötig, meint Krings.

Esther Soth ist Diplom Journalistin und Redaktionsleiterin von epd - west in Düsseldorf.

Gold, Silber, Bronze -

Medaillenregen für Hephata-Sportler

Nationale & internationale Special Olympics

1968 Grundung der Special Olympics durch die Kennedy Foundation
 bis 1977 vier internationale Special Summer Olympics (weltweit größte Sportbewegung für geistig und mehrfach behinderte Menschen)
 ab 1977 auch Special Winter Olympics
 1984 Veröffentlichung des ersten offiziellen Special Olympics Regelwerks
 1988 offizielle Anerkennung der Special Olympics durch das IOC

Medaillenregen für Hephata-Sportler

Axel Schulz, Roman Herzog, Otto Schilly, Jon Bon Jovi, Joey Kelly, Bap und



Nina Ruge – was haben all diese bekannten Namen und Menschen mit Hephata zu tun? Sie alle waren es, die dafür sorgten, dass die diesjährigen Special Olympics National Games im August in Frankfurt am Main zu einem unvergesslichen Erlebnis für 3000 Athleten aus Deutschland und erstmals auch ganz speziell für 15 Mitarbeiter



der Hephata-Werkstätten wurden. Ob als Schirmherr, als Pate, als musikalische Unterhalter oder als Moderator geben die Prominenten neben etlichen ehrenamtlichen Betreuern und Helfern jedes Jahr erneut den geistig behinderten Menschen aus Deutschland die Möglichkeit, ihre Sportarten unter professionellen

Wettkampfbedingungen im nationalen und auch internationalen Vergleich auszuüben. Die Disziplinen der Special Olympics sind Badminton, Basketball, Bowling, Fußball, Judo, Leichtathletik, Radfahren, Reiten, Schwimmen, Tennis und Tischtennis. Die Hephata-Athleten bestritten ihre Wettkämpfe in den Sportarten Tischtennis, Badminton und Basketball. Das, was die Olympischen Spiele für nicht behinderte und die Paralympics für körperlich behinderte Menschen darstellen, bedeuten die Special Olympics den geistig behinderten Athleten.



Getreu dem olympischen Motto „Dabei sein ist alles!“ werden die Teilnehmer für ihre individuellen Leistungen geehrt. Zu Beginn werden nach Klassifizierungswettbewerben verschiedene Leistungsgruppen erstellt, damit für die einzelnen Sportler in ihrer jeweiligen Gruppe gleiche Bedingungen herrschen, bevor dann die Olympiade ihren Lauf nimmt.

Die von der Egidius-Braun-Stiftung des DFB, der Firma Monforts und der Volksbank Mönchengladbach gesponserten Hephata-Sportler schlugen sich beachtlich: Am Ende konnten sie 19 Medaillen, darunter zwei Goldene, zwei Silberne und eine Bronzene, sowie etliche Platzierungsmedaillen für die Plätze vier bis sechs für sich und ihr Team verbuchen.

„Ein Traum wurde wahr...“

Interview mit Rudolf Matt, Gruppenleiter und Tischtennistrainer

Text: Sonja Zeigerer Fotos: Kirsten Busch, ghettyimages, Special Olympics

1992 erstes Bundesfußball-Turnier in Münster mit 1200 Teilnehmern
 1998 erste nationale Special Summer Olympics in Stuttgart mit ca. 1000 Athleten
 1999 internationale Special Summer Olympics in den USA mit 120 deutschen Athleten
 2000 nationale Special Summer Olympics in Berlin mit 1800 Athleten
 2001 nationale Special Winter Olympics in Zwiiesel
 2002 nationale Special Summer Olympics in Frankfurt am Main mit ca. 3000 Athleten

2003 internationale Special Summer Olympics in Dublin, 160 Nationen werden erwartet, Wettbewerbe in 18 Sommer- und 2 Demonstrationssportarten



Die Teams:

Tischtennis: Bernd Schultheis, Andreas Tüscher, Wolfgang Wintzen, Klaus Salewski
 Trainer: Rudolf Matt
 Betreuer: Bernd Pfannkuche

Badminton: Ati Loarte, Hans-Jürgen Jansen, Dieter Dahmen, Sandra Drewitz
 Trainer: Kirsten Busch
 Betreuer: Norbert Bläser

Basketball: Achim Lippky, Danny Bexkens, Manfred Sieven, Marcell Lehm, Jörg Wawrzyniak, Sascha Blume, Markus Stapelberg
 Trainer: Gerd Eimler
 Betreuer: Andrea Janßen



Sonja Zeigerer ist Öffentlichkeitsreferentin der Evangelischen Stiftung Hephata.

Herr Matt, sie haben die Athleten zu den Special Olympics begleitet, wie kamen sie dazu?

Ich leite nun seit sieben Jahren die Tischtennisgruppe der Hephata-Werkstätten. Wie jeder sich vorstellen kann, ist es für einen Sportler, der ich selbst auch bin, ein absoluter Höhepunkt, an einem so großen Turnier teilnehmen und sich mit anderen Sportlern messen zu können.

Was war für Sie das schönste Erlebnis in Frankfurt?

Es war schön, den Spaß am Sport ganz speziell für diese 15 Hephata-Mitarbeiter fördern zu können. Es war ein tolles Erlebnis, das große Engagement und

die Freude der Menschen miterleben zu dürfen. Ein Traum wurde wahr für die Sportler. Diese Olympiade muss man gesehen haben.

Was war für die behinderten Menschen das schönste Erlebnis?

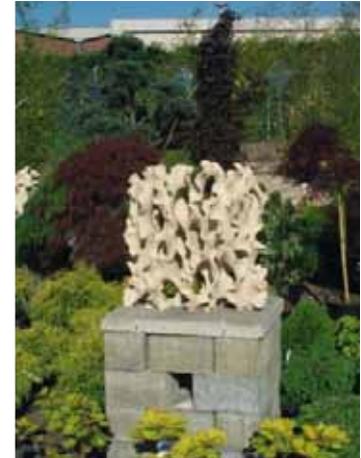
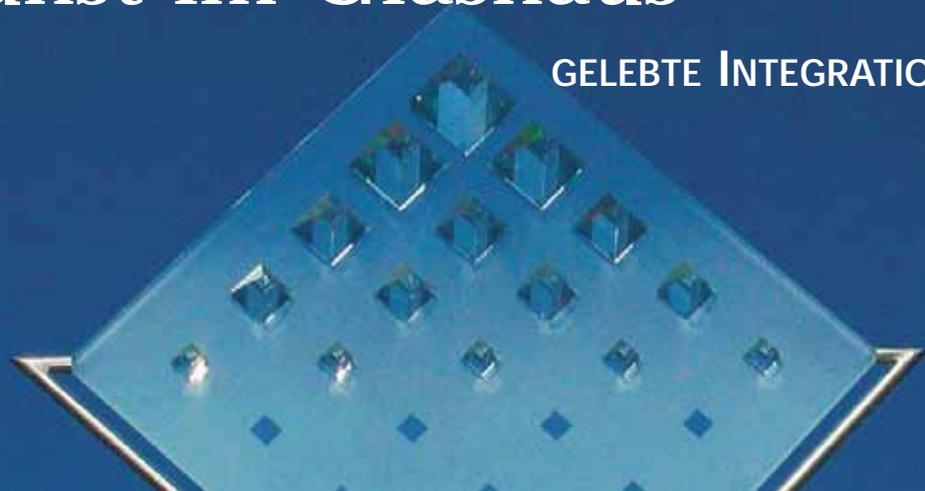
Zum einen mit Sicherheit die Eröffnungsfeier, bei der vor allem die Gruppe BAP unter unseren Sportlern für Hochstimmung sorgte, wir tanzten bis in die frühen Morgenstunden hinein. Zum anderen waren es die Medien und Prominenten, die den Sportlern für ein paar Tage ihre vollste Aufmerksamkeit widmeten. Und man begegnet nicht alle Tage einem Axel Schulz. Trotz erheblicher Anstrengungen und großem Schlafmangel waren sich am Ende alle einig: Wir wollten am liebsten sofort wieder zurück.

Werden die Sportler auch an den nächsten Special Olympics in Dublin teilnehmen?

Wenn wir es schaffen, genug Sponsoren zu finden, dann auf jeden Fall. Die Teilnahme an den Olympics in Frankfurt verdanken wir hauptsächlich dem Leiter der Hephata-Werkstätten Dieter Püllen. Ohne seinen unermüdlchen Einsatz hätten wir niemals genug Gelder zusammen bekommen. Primär gilt unsere Sorge den Trainingsbedingungen und der Ausrüstung. Wir suchen händerringend nach einer neuen Trainingsmöglichkeit in einer Halle der Stadt zu einer humanen Tageszeit und hoffen, dass unsere Suche so bald wie möglich erfolgreich abgeschlossen sein wird. Denn der Sport schafft ein wichtiges Gegengewicht zu unserem oftmals schwierigen Alltag.

Kunst im Glashaus -

GELEBTE INTEGRATION



Text: Dieter Kalesse

Fotos: Britta Schmitz, Udo Leist

Eigentlich waren sie nur für Pflanzen gedacht die Glashäuser der neuen Hephata-Gärtnerei, die im September 2001 eröffnet wurden. Aber schon bei der Eröffnung wurde klar, in den großen, lichtdurchfluteten, architektonisch weit und offen wirkenden Räumen könnte mehr geschehen: In dem Raum für Pflanzen könnte auch Raum sein für Kunstwerke - für Bilder, Objekte und Skulpturen, die Lebensmomente festhalten, die neue Einsichten gewähren und die vielleicht sogar Impulse zum Leben geben. Natur und Kultur, zwei grundlegende Lebenselemente, im Glashaus zusammengebracht.

Glashaus, in das man kommt, um Pflanzen anzuschauen und zu kaufen.

weg zu kommen von standardisierten Angeboten und wollen statt dessen



Zusammengebracht werden könnten hier auch Menschen ganz unterschiedlicher Herkunft, Menschen mit verschiedenen Lebensgeschichten, Menschen mit und ohne Behinderung, die sich begegnen und austauschen über das Medium Kunst. Und schließlich beinhalten

Eröffnet wurde die Reihe „Kunst im Glashaus“ am 26. Mai mit der Ausstellung „Dichte und Transparenz - Terracotta und Glas“ mit Terracotta-Plastiken von Wil Albertz und Licht-Objekten aus Glas von Thomas Klein. Zur Vernissage hatten sich über 150 Personen eingefunden, um die Werke der beiden Mönchengladbacher Künstler in der Pflanzenwelt der Glashäuser und den Außenanlagen der Gärtnerei auf sich wirken zu lassen.

gemeinsam mit den behinderten Menschen ein Stück Lebenskunst praktizieren.“



tet die Idee auch, die Kunst aus ihren angestammten Räumen - den Museen und Galerien - heraus in den Alltag der Menschen zu bringen, eben hier ins

Ihnen erklärte Hephata-Direktor Dr. Johannes Degen in seinem Begrüßungswort: „Wir wollen mit dieser Ausstellungsreihe konsequent den bisher verfolgten Weg der Öffnung nach außen fortsetzen. Hier ergeben sich auch Querverbindungen zu dem Namen unserer Stiftung, so heißt Hephata doch auf deutsch: Öffne dich! Uns liegt in der Arbeit mit behinderten Menschen sehr daran, dass Individualität zum Ausdruck kommt. Wir bemühen uns,

Die Terracotta-Unikate des Bildhauers Wil Albertz greifen natürliche Formen auf. Sie erinnern den Betrachter an ausgespülte Felsen, Blätter oder Korallenriffe, die in die Höhe und Breite wachsen und je nach Standort immer wieder neue Ansichten und Durchsichten bieten. Zum Entstehen seiner Plastiken erläutert Albertz: „Das Objekt entwickelt sich während des Schaffensprozesses. Ich weiß zu Beginn nicht, wie die fertige Plastik aussehen wird.“ Wil Albertz Werke regen dazu an, sich von der viel praktizierten rasanten Alltagswahrnehmung zu trennen, sich Zeit zu nehmen um die unterschiedlichen Richtungen eines Werkes in ihren lagernden, drängenden oder aufstrebenden Eigenarten zu erkennen.



Die gläsernen Lichtobjekte von Thomas Klein gewinnen ihre Faszination aus der Brechung des Lichtes, die mittels Prismen, Zylindern, Linsen oder Spiegeln sichtbar gemacht wird.

Thomas Klein, der Glasmalerei studiert hat, verschafft dem Betrachter an einem Lichtobjekt je nach augenblicklichem Standort unterschiedliche Wahrnehmungen von Farbe und Form.

Dazu merkt er an: „Je nach Standort des Betrachters stellt sich auch die Wahrheit - wie das Licht - unterschiedlich dar.“

Lassen Sie sich schon heute herzlich einladen zur nächsten Vernissage der Reihe „Kunst im Glashaus“ am Sonntag, dem 1. Dezember 2002, um 11.30 Uhr.

Gezeigt werden sozialkritische Objekte von Rolf Schlesinger und Werke von Karl Schriefers.



Kleins Glasobjekte lassen so nicht nur das Licht in verschiedenen Facetten schillern, sie schaffen Transparenz und machen Details deutlich. Kunst im Glashaus setzt sich dem Licht aus, wird offen für den Dialog.

Dieter Kalesse leitet die Abteilung Kommunikation der Evangelischen Stiftung Hephata.



Nachbarn treffen Nachbarn

Integration - ganz normal! Ein Projekt schafft Begegnungen.

Text: Sonja Zeigerer Fotos: Roswitha Gierling, Ute Dörr, Daniel Heger



Mit Singen und Tanzen Integration gefördert.

24 Damen und Herren mit Behinderung, die zum Teil schon lange auf dem Hephata-Zentralgelände in Mönchengladbach lebten, haben im März 2000 im Hephata-Haus an der Millöckerstraße im Mönchengladbacher Stadtteil Wickrath ihr neues Zuhause gefunden.

Obgleich die meisten von ihnen gerne vom Zentralgelände weggezogen sind, stellte sich doch bald heraus, dass die Integration in die Nachbarschaft nicht



nur schwierig war, sondern dass aufgrund der sozialen Schichtung des Wohnviertels auch Probleme auftraten. Das wollte die Hephata-Mitarbeiterin Roswitha Gierling, ausgebildete Krankenschwester und derzeit auch Studentin der Sozialpädagogik an der Fachhochschule Niederrhein, nicht hinnehmen. Zusammen mit ihren Kommilitonen Daniel Heger und Ute Dörr suchte sie nach einer Möglichkeit, die Bewohner des Hephata-Hauses in die Gemeinde Wickrath zu integrieren. Da bot sich das Projekt „Citykirchenarbeit: Nachbarn treffen Nachbarn“ an. Die Studenten klärten in Gesprächen mit Bewohnerinnen und Bewohnern ab, was diese in

ihrer Freizeit tun wollten. Die Bewohner wurden so zu den „Managern“ des Projektes.

Die erste Unternehmung war das „Offene Singen“. Unter der musikalischen Leitung der Organisten Gerd Reichert und Karl-Heinz Eckers fanden nun endlich erste Kontakte zwischen den behinderten Menschen und der Nachbarschaft statt, jedoch blieb die Beteiligung anfangs noch sehr gering. Die Begeisterung derjenigen, die keine Scheu vor einem Kontakt gezeigt hatten, war allerdings so groß, dass schon zu Beginn beschlossen wurde, das „Offene Singen“ auch nach dem Projekt weiter zu führen.

Als nächstes stand ein Ausflug zusammen mit dem Seniorenheim Sankt Antonius Wickrath zum Tierpark Odenkirchen auf dem Programm. Gab es hier Berührungängste? „Die Stimmung unter den Teilnehmern war gut und es fanden viele Gespräche statt“, so freute sich Gierling besonders über den Kontakt zwischen einer Bewohnerin des Seniorenheims und einem Hephata-Bewohner. Diese erzählte ihm vom „Gemeindeladen“ der Evangelischen Kirchengemeinde in Wickrath und lud ihn ein, doch einmal vorbei zu schauen. Zwischen den älteren Damen, für die der Gemeindeladen ein regelmäßiger Treffpunkt ist, fühlte sich der neue

Besucher aus dem Hephata-Haus bald sehr wohl. Prompt wurde er mit einem Gegen-Besuch seiner neuen Bekanntschaft beim Nachbarschaftsfest belohnt. Gibt es jetzt noch Zweifel am Nutzen und Erfolg des Projektes?



Ein weiterer Versuch zur Integration war ein Diskobesuch im Jugendheim. Das Interesse war erstaunlich groß, neben 15 Hephata-Bewohnern nahmen 30 Jugendliche an dem Treffen teil. Die Hemmschwelle, aufeinander zuzugehen war jedoch noch sehr groß, vielleicht wird sich das aber demnächst ändern, da weitere Tanzabende im Jugendheim geplant sind.

Das Projekt kann in diesem Semester an der Fachhochschule Niederrhein leider nicht mehr fortgeführt werden, jedoch scheinen Roswitha Gierling und ihr Team einen Stein ins Rollen gebracht zu haben.



Regionale Wohnangebote

Grundsteinlegung in Euskirchen



Text: Dieter Kalesse

Fotos: Dieter Kalesse

Entwurf: Dr. Schrammen und Partner

NEUE REGIONALE WOHNANGEBOTE IN SANKT AUGUSTIN UND EUSKIRCHEN

Seit nun mehr 7 Jahren schafft die Evangelische Stiftung Hephata regionale Wohnangebote für Menschen mit Behinderung, die eigenständig leben und sich aus ihrem Elternhaus ablösen möchten. Dem liegt der Gedanke zugrunde, die Menschen nicht zu entwurzeln, sondern ihnen in ihrem vertrauten sozialen Umfeld - also am bisherigen Wohnort in der Nähe ihrer Angehörigen, Freunde und Bekannten - Wohnangebote zu machen.

Am 13. Oktober feierten 16 junge Menschen ihren Einzug in das Hephata-Haus in Sankt Augustin am Europaring 46. Bis auf eine Ausnahme hatten alle bis zu ihrem Einzug bei ihren Eltern in Sankt Augustin und Umgebung gelebt. Im neuen Zuhause leben alle in Einzelzimmern, die sie nach eigenen Vorstellungen - manchmal unter Mithilfe der Eltern - eingerichtet und gestaltet haben. Von der neuen Wohnung aus besuchen sie weiter ihren angestammten Arbeitsplatz, so dass wichtige soziale Kontakte und Freundschaften durch den Umzug nicht beeinträchtigt wurden. Auch die Teilnahme an Freizeitangeboten läuft weiter wie gehabt.

angebote - zum Beispiel eine Heißmangel - ins Leben gerufen. Das besondere Engagement zur Integration behinderter Menschen der INSEL, die in diesem Jahr ihr 10jähriges Jubiläum hat, wird am 15. November mit dem Hephata-Preis 2002 ausgezeichnet. Mit diesem Preis werden seit 1992 Einzelpersonen oder Gruppen ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gebracht, die sich um die Integration besonders verdient gemacht haben.

Der Grundstein zum Haus war am 23. Juni 2001 gelegt worden, nachdem zwei Jahre zuvor der Verein „Initiative selbständiges Leben e.V.“ - kurz: INSEL - mit Hephata in Kontakt getreten war. Der INSEL gehören 100 Menschen mit und ohne Behinderung an und sie hat neben der Initiative zu diesem Wohnprojekt auch eigenständig Arbeits-

In Euskirchen an der Frauenbergerstraße 23 wurde am 9. Juli der Grundstein für ein Haus gelegt, das 14 Personen neue eigenständige Wohnmöglichkeiten bieten wird. Der Einzug ist für das Frühjahr 2003 geplant. Die Gruppe der Menschen, die dort einziehen werden - alle kommen aus Euskirchen und Umgebung - trifft sich regelmäßig und einige von ihnen feiern schon heute mit Spannung dem Tag des Einzugs - auf den sie sehr warten - entgegen.



oben: Albert Müller - Sprecher der Euskirchener Elterngruppe - bei der Grundsteinlegung.
unten: Ein zukünftiger Bewohner - beim Hammerschlag.

Danke für Ihre Hilfe!

Text: Dieter Kalesse Fotos: Sonja Zeigerer, Dieter Kalesse



Anna Therese Dreyer (rechts) und Erika Menzel bei ihrem Besuch im Düsseldorfer Hephata-Haus.

Am Dienstag, dem 24. September, besuchte die Vorsitzende des Charity Ausschusses des International Club of Düsseldorf, **Anna Therese Dreyer**, zusammen mit Frau **Erika Menzel** das Hephata-Haus an der Pariser Straße 4 in Düsseldorf, um sich mit Bewohnerinnen und Bewohnern im neu gestalteten Hof des Hauses zu treffen und sich vom Nutzen ihrer Spende zu überzeugen. 4.500,- Euro hatten die Damen des Clubs gespendet, damit die dringend notwendige neue Überdachung des Hofes vorgenommen und neue Außensitzgruppen angeschafft werden konnten. Bei Brötchen und Getränken kam man ins Gespräch und die Bewohner waren sich völlig einig: „Seit der Hof neu gestaltet ist, sitzen wir viel lieber hier draußen und dem nächsten Grillabend steht nichts mehr im Wege.“

Der International Club of Düsseldorf, dem mehr als 200 Damen aus 40 Nationen angehören, hat sich zum Ziel gesetzt, Kontakte zwischen Frauen aller in Düsseldorf vertretenen Nationen herzustellen, zu pflegen und zu vertiefen. Dazu gehört auch ein hohes karitatives Engagement der dem Club angehörenden Damen, die seit Bestehen des Clubs Projekte sozialer Organisationen mit mehr als 500.000,- Euro unterstützt haben.

Klaus Röllgen, Präsident des Verbandes Deutscher Fußballlehrer - und damit Repräsentant der 3.600 Profi-Fußballtrainer - überreichte beim Hephata-Besuch am 24. September einen Scheck in Höhe von 3.700,- Euro, die in seinem Verband für Hephata zusammengelegt worden waren. Nach Hephata kam er gemeinsam mit dem DFB-Ehrenpräsidenten **Egidius Braun** und dem Präsidenten von BORUSSIA MÖNCHENGLADBACH **Dr. Adalbert Jordan**, um Hephata-Sportlern Fragen rund um den Fußball zu beantworten. Dabei berichteten die Sportler auch noch einmal sehr eindrucksvoll von ihrer Teilnahme an den Special Olympics in Frankfurt, die unter anderem mit 2.500,- Euro von der DFB-Stiftung-Egidius-Braun bezuschusst worden war.



Klaus Röllgen (rechts) überreicht den Scheck an den kaufmännischen Vorstand der Evangelischen Stiftung Hephata, Klaus-Dieter Tichy.

WIR BITTEN UM IHRE SPENDE!

Gerade für besondere und innovative Projekte - die Lebensmöglichkeiten behinderter Menschen erweitern - ist die Evangelischen Stiftung Hephata dringend auf Spenden angewiesen. Mit dem Spendenaufruf in diesem Magazin bitten wir Sie, den „Ambulanten Unterstützungsdienst“ oder die Arbeit in den „Heilpädagogischen Tagesgruppen“ finanziell zu fördern.

„Zukunftsleben“

Jetzt leben und für Morgen arbeiten!

Text: Sonja Zeigerer

Illustrationen: Marco Houben



„Alles ist erlaubt und gewollt.“ Unter diesem Motto haben jetzt die Redakteure der früheren „Nix da“, einer Zeitung für Menschen mit Möglichkeiten, ihre Arbeit nach einer Zwangs-Unterbrechung wieder aufnehmen können. Voller Enthusiasmus stürzten sich die Redaktionsmitglieder in die Produktion, so dass mittlerweile schon die zweite Ausgabe der „Zukunftsleben“ erschienen ist. Zukunftsleben ist eine interne Zeitung von Bewohnern für Bewohner. Das Projekt wird geleitet von den zwei Sozialpädagogik-Studentinnen Silvana Rasche und Uschi Guggenmos, die es zusammen mit den derzeit elf Redakteuren geschafft haben, eine Zeitung entstehen zu lassen, die jedem die Möglichkeit geben soll, Artikel, Urlaubsberichte, Geschichten, Gedichte oder auch Zeichnungen zu veröffentlichen, eben etwas zu sagen, wenn es etwas zu sagen gibt.



Der Inhalt der ersten Ausgabe setzt sich zusammen aus Berichten über die Euro-Einführung, einen Arbeitsunfall, Reisen

nach Leipzig und nach Polen, eine Fahrradtour und für die Fußballfans ein WM-Quiz. „Wir leben im Jetzt und arbeiten für das Morgen“, so wird in der „Zukunftsleben“ all das zum Thema gemacht, was zum Alltag der körperlich und geistig behinderten Menschen gehört. Was erwartet man nun von einer solchen Zeitung? Natürlich keine journalistische Perfektion, die auch den Sinn und die Möglichkeiten des Blattes weit verfehlen würde. Unterhaltsame Leckerbissen sind aber dennoch die Beiträge von Hans Kirchrath und Heike Aring. Kirchrath's Bericht, der den Titel „Euro. Teuro. Leidenschaft?“ trägt, beinhaltet die Einführung des Euro und die damit verbundenen Umrechnungsschwierigkeiten. Zuviel soll an dieser Stelle auch gar nicht verraten werden,

der Leser wird auf jeden Fall nicht nur durch die plattdeutsche Ausdrucksform oder die interessanten Umrechnungsbeispiele zum Lachen angeregt! „Meine gefälligen Polen-erlebnisse“ ist der Titel des Urlaubsberichts von Heike Aring. Mit lustigen Wort- und Sinnspielen schafft auch sie es schon mit den ersten Sätzen, den Leser zum Lachen zu bringen. Die zweite Ausgabe ist von Marco Houben illustriert, so dass die Seiten gespickt sind mit interessanten Karikaturen, Portraits, Comic-Zeichnungen und Illustrationen. Neben Interviews mit der SPD-Bundestagskandidatin Hildegard

Wester und den Teilnehmern der diesjährigen Special Olympics, gibt es wieder viele Berichte über Erlebnisse der Redaktionsmitglieder zu lesen.

„Zukunftsleben“ soll mit einer Auflage von 300 Stück demnächst alle zwei bis drei Monate erscheinen und somit aktueller werden als die „Nix da“. Zusätzlich haben die Leser auch die Möglichkeit, Kontaktanzeigen, Glückwünsche oder Grüße zu veröffentlichen, so dass ein breites Forum geschaffen ist, für diejenigen, die mit ihren Mitmenschen Kontakt aufnehmen und sich auch über einander informieren wollen.



Aktuelle Termine

was liegt an - was ist wichtig - was sollte man nicht verpassen



Ihr sollt ein Segen sein.
Ökumenischer Kirchentag
28. Mai – 1. Juni 2003 in Berlin

Den Hephata-Stand beim ökumenischen Kirchentag in Berlin (28. Mai - 1. Juni 2003) finden Sie innerhalb der Agora. Er hat den Titel "Vom Recht behinderter Menschen auf ein Leben in eigener Regie" und ist dem Themenbereich 3 "Menschenwürde achten - die Freiheit wahren" zugeordnet.

November 2002

Samstag, 23. November 2002

9.00 - 16.00 Uhr

Auftakt zum Adventsmarkt des Hephata Gartenshops,
Dahler Kirchweg 48, Mönchengladbach

Dezember 2002

Sonntag, 1. Dezember 2002

11.30 Uhr

Vernissage zur Ausstellung
„Mensch - Maschine und Natur
- Stelen, Schmuck und Malerei“
im Hephata Gartenshop,
Dahler Kirchweg 48, Mönchengladbach

Sonntag, 1. Dezember 2002

11.00 - 17.00 Uhr

Adventsmarkt im und am ZAK
Stiftungskerngelände, Rheydter Str. 128 - 130,
Mönchengladbach

Februar 2003

Donnerstag, 20. Februar 2003

16.00 Uhr

Erinnern - beenden - aufbrechen
Ein Event zum „Europäischen Jahr der
Menschen mit Behinderung 2003“
in dem im Abbruch befindlichen Bodelschwingh-Haus
auf dem Stiftungskerngelände, Rheydter Str. 128 - 130,
Mönchengladbach

Impressum

HephataMagazin

Einblicke - Ansichten - Ausblicke
1. Jahrgang

Herausgeber:

Evangelische Stiftung Hephata
Rheydter Straße 128 - 130
41065 Mönchengladbach
Direktor PD Dr. Johannes Degen
Telefon: 0 21 61 / 246 - 0
Telefax: 0 21 61 / 246 - 212
E-mail: post@hephata-mg.de
Internet: www.hephata-mg.de

Redaktion:

Dieter Kalesse
Telefon: 0 21 61 / 246 - 199
E-mail: dieter.kalesse@hephata-mg.de

Grafik Design / Satz:

Udo Leist,
Studio für Kommunikationsdesign, 41466 Neuss

Druck:

Hermes Druck und Verlag GmbH, 40221 Düsseldorf

Spendenkonto:

1112
Bank für Kirche und Diakonie, Duisburg
BLZ 350 601 90

Alle Freunde und Förderer der Evangelischen Stiftung Hephata erhalten das HephataMagazin kostenlos.

Hephata ist Mitglied im Diakonischen Werk

Copyright©

Evangelische Stiftung Hephata, Udo Leist - Kommunikationsdesign

Alle Rechte vorbehalten, fotomechanische oder elektronische Wiedergabe auch einzelner Teile, sowie Nachdruck nur mit Quellenangabe und Genehmigung des Herausgebers.

Informationen, Meinungen, ein Archiv und ein Abonnement-Formular zum Hephata-Magazin finden Sie auch im Internet unter: <http://www.hephatamagazin.de>.
Das Hephata-Magazin erscheint 3 mal im Jahr und wird vertrieben und herausgegeben von:

